

Erinnerungen an Jacob Burckhardt

Autor(en): Felix Stähelin
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1946

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/500cb835-6f10-467d-bd3d-20b67d1e4617>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Erinnerungen an Jacob Burckhardt.

Eine Radioplauderei.

Von Felix Stähelin

Wenn ich, der Aufforderung des Rundspruchdienstes nachkommend, von meinen Erinnerungen an Jacob Burckhardt rede, so bitte ich die Hörer, in dieser Viertelstunde nichts von mir zu erwarten, was den Vergleich aufnehmen könnte mit dem vielen Schönen und Erhebenden, das über den großen Denker, Dichter und Seher bereits geschrieben und gesagt worden ist. Es sind halbverblaßte Eindrücke, die ich von Kind auf bis zu meinem 24. Lebensjahr empfang und nun erst als alter Mann festzubannen mich bemühe. Und es sind, dem damaligen Stand meiner Entwicklung und den Umständen des Zusammentreffens gemäß, zumeist kleine, äußerliche und triviale Dinge, aber eben doch Dinge, die zum Leben gehörten und vielleicht auch wieder aufzuleben einigermaßen verdienen.

Die frühesten Erinnerungen haften am großelterlichen Haus nicht weit von Burckhardts Wohnung in der St.-Alban-Vorstadt, in dem das Erdgeschoß und den ersten Stock mein Großvater mütterlicherseits, Jacobs jüngerer Bruder, den zweiten Stock meine Eltern bewohnten. Fast jede Woche einmal kehrte der Großonkel abends für ein Stündchen beim Bruder ein, und wir Kinder konnten zuweilen von den Gesprächen etwas aufschnappen. Was mir davon haften blieb, war zunächst etwa die zärtliche Bewunderung, die Burckhardt den vom Großvater und seiner Tochter gehegten Katzen widmete; er konnte manchmal kaum Worte finden, um die Grazie der zierlichen Tierchen genugsam zu preisen. Als er in seinen letzten Lebensjahren einen eigenen Haushalt am Aeschengraben führte, da hat sich außer der Haushälterin auch die eigene Katze Miggi bei ihm eingestellt; und wenn dieses Miggi dann

etwa dem Besucher schmeichelnd und schnurrend um die Beine strich, da konnte Burckhardt ihm eine Strafpredigt halten: «Jä gell, imene sone Junge duesch jetzt flattiere, aber unsereine luegsch efangen nimm!» Als Student hörte ich noch Burckhardt in seinem letzten Kolleg (Wintersemester 1892/93) von einem holländischen Maler reden, dem alles gelang, nur keine einzige richtig gezeichnete Katze . . . warum? der Mann hatte offenbar in seiner Jugend die Katzen mit Vorliebe *geplagt*, und zur Strafe dafür ist seiner Kunst die richtige Wiedergabe dieser Tiere versagt geblieben. — Jacob Burckhardt und die Tiere! Ein eigenes Thema. «Ich halte für Barbarei, Vögel in Käfigen zu halten», schreibt er in den «Historischen Fragmenten». Dem Hunde des Theologiestudenten Arnold von Salis schärfte er einst auf einem Bummel im Rheinfähreschiff bei Wyhlen in lateinischer Rede die sittlichen Grundsätze des römischen Rechtes ein, wie sie der große Ulpianus klassisch formuliert hat: «*honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere*» (ehrbar leben, keinen verletzen, jedem das Seine zukommen lassen!); «*omnibus aequè bene velle*», fügte Burckhardt noch aus eigenem hinzu (allen gleichmäßig wohlgesinnt sein!).

Später prägten sich von den brüderlichen Besuchen beim Großvater vor allem die politisierenden Gespräche ein. Die Einzelheiten sind mir entschwunden. Geblieben ist der Gesamteindruck einer durchgehenden Schwarzseherei. Die furchtbarsten Katastrophen wurden in Aussicht gestellt; mehr als einmal endete die pessimistische Prophezeiung mit dem Satze: «*Ihr werdet es ja erleben müssen; ich bin froh, wenn ich vorher abkratzen darf!*» Damals lachten wir darüber; heute ist uns das vergangen.

Es kam die Zeit, da man siebzehnjährig, sieben Jahre vor Burckhardts Tode, ihm persönlich nähertreten und ihn in seiner bescheiden einfachen Wohnung (über dem Bäckerladen) aufsuchen durfte. Es war wohl ganz am Platze, daß meine Eltern mir vorher größte Diskretion und Zurückhaltung im Gespräch mit ihm ans Herz legten;

wußten sie doch, daß andere junge Verwandte sich Burckhardts Ungnade zugezogen hatten — etwa dadurch, daß sie die Sammlung seiner mundartlichen Jugendgedichte «E Hämpfeli Lieder» zur Sprache bringen wollten, die er ja — abgesehen von einem brieflichen Eingeständnis gegenüber Paul Heyse — stets verleugnet hat.

Läutete man, so öffnete sich ein Fensterflügel im zweiten Stock, und aus dem Fenster bückte sich unfehlbar der Charakterkopf Burckhardts mit dem kurzgeschnittenen weißen Haar, um sich zu vergewissern, ob es sich lohne, die Haustür aufzuziehen. In seinem Studierzimmer traf man ihn dann niemals etwa am Klaviere sitzend (das war für die späten Abendstunden reserviert, wo man ihn von der Straße aus regelmäßig konnte spielen hören — meist leichte melodiose Opernmusik oder Mozart oder Schubert); nein, bei Tage saß er immer am Schreibtisch und entschuldigte sich zuallererst, daß er noch den Satz fertig schreiben möchte, den er eben begonnen. Dann erhob er sich, reichte freundlich die Hand und lud zum Sitzen ein.

Einmal traf während des Besuches eine Postsendung aus Mailand ein; es waren Photographien von Kunstwerken, die ihm sein dortiger Freund zusandte, billige Ausschußware, wie Burckhardt schmunzelnd versicherte, während er die neu angelangten Schätze durchmusterte, um sie dann seiner großen Sammlung von Bildern einzuverleiben, aus der er in der berühmten blauen Mappe Tag für Tag über den Münsterplatz sein Demonstrationsmaterial zur Vorlesung zu tragen pflegte.

Gelegentlich stieß man auf andere Besucher, die entweder schon da waren oder während des Gespräches eintraten. Einmal — es muß in Burckhardts letztem Lebensjahr gewesen sein — erschien eine ältere Dame, Baslerin aus gutem Hause. Sie rückte mit der Frage heraus: «Aber saage Si, Her Brofässer, was saage Si jetz derzue, daß me *Brief* abdruckt het, wo *Sie* im *Nietzsche* gschriebe hän?» Burckhardt wurde starr vor Schrecken; er hatte damals seit längerer Zeit das Haus nicht mehr verlassen und in-

folgedessen die Zeitschrift nicht zu Gesicht bekommen, in der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche ohne seine Ermächtigung Briefe Burckhardts an ihren Bruder publiziert hatte. Als wir wieder allein waren, fragte er mich aufs Gewissen: «Sag, Felix, hesch *du* vo däm eppis gwißt?» Kleinlaut mußte ich bekennen, daß ich von dem *fait accompli* allerdings Kenntnis besaß, mich aber nicht verpflichtet gefühlt hatte, ihm die begangene Taktlosigkeit zu hinterbringen und ihm dadurch das Herz schwer zu machen. Und nun brach sein Grimm los — nicht über mich, sondern über Frau Förster. Sie hatte ihn im Herbst 1895 aufgesucht, um seinen Erinnerungen an Nietzsche nachzuspüren. Er aber wollte sich nicht ausholen lassen und hatte darum, wie er mir selber bei diesem Anlaß erzählte, den «*moribond*» gespielt, der keine genaueren Erinnerungen mehr besitze. Dadurch hatte er das eigenmächtige Vorgehen der Frau Förster bis zu einem gewissen Grade selbst verschuldet. Sein Grimm ergoß sich aber nicht nur über Frau Förster, sondern ganz allgemein über die schriftstellernden Damen, die er nun einmal nicht ausstehen könne; den Abscheu bekräftigte er mit eigenartigem Fauchen und abwehrenden Handbewegungen.

Niemals sonst haben seine Gespräche mit mir einen so stürmischen Verlauf genommen. Sie drehten sich oft um mein Studium und die Wahl meines künftigen Berufes. Mit guten Winken ganz primitiver Art fing es an: Exzerpte machen, immer mit der Feder in der Hand lesen, nur das Papier nie sparen und es ja nur einseitig beschreiben, und zwar lesbar. «Ich habe es meinen Schülern früher immer wiederholt: *schön* schreiben kann man von niemand verlangen, das ist eine Gabe des Himmels; aber *deutlich* schreiben, das ist eine Pflicht, die man sich selber und seinen Mitmenschen gegenüber zu erfüllen hat.» — In höhere Sphären gehören die Ratschläge, die Burckhardt mir für die Berufswahl erteilte. Ich bin nicht der einzige, dem er entschieden abgeraten hat, an die Laufbahn eines Universitätsdozenten zu denken. Das könne sich nur ein

Rentier leisten. Ein Schulamt an oberen Klassen sei heute schon ein recht begehrenswertes Ziel, und man lasse dabei «nicht so viele Haare an allen Hägen hängen wie bei der akademischen Carrière», wovon er «allerlei zu erzählen wüßte». Am Ende komme es «neben dem mäßigen Wohlergehen, womit wir vorlieb nehmen können, auf die Summe des geistigen Glückes an», das einer genieße, und das könne man auch im Schulamt unter Umständen haben.

Die empfangenen Hinweise hier im einzelnen wiederzugeben hätte keinen Sinn; es genüge, daß der Onkel sich redlich bemühte, den jungen Großneffen zum «*Dilettanten*» im edlen alten Sinn dessen, der den geistigen Dingen mit Lust und *Liebe* gegenüberrete, zu erziehen und insbesondere zu dem, was er den «*Geschichtsmenschen*» nannte, d. h. den Menschen, der als sein Ziel «den allgemeinen Blick in das Geschichtliche erkenne».

«Vor allem», so schärfte er mir (übrigens ganz unnötigerweise) mehr als einmal ein, «überarbeite dich nicht! denn dies ist die schlechteste Spekulation auf Erden. Frei empfangene *Eindrücke*, seien es solche im Hörsaal oder beim Anblick der Kunstwerke, der geschichtlichen Bauten oder der Landschaft, sind von viel größerem Werte als all der Schutt, welchen man beim Oxen auftürmt. Arbeiten freilich muß man immer.»

Die Maturität war erreicht und es kam die Zeit des Studiums. Während meiner zwei ersten Semester in Basel durfte ich noch die beiden letzten kunstgeschichtlichen Vorlesungen Burckhardts mit anhören, zuerst diejenige über italienische Renaissance, dann (Winter 1892/93) diejenige über die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Dabei bekam ich neben unendlich viel Genuß und Belehrung die Gelegenheit, Zeuge eines letzten Ausbruchs von Burckhardts leidenschaftlicher Abneigung gegen *Rembrandt* zu werden. Mit Hohn und Spott wandte er sich gegen die allerjüngsten Verherrlicher Rembrandts; als er das berühmte Dresdener Bild vorwies (Saskia auf den Knien des Künstlers, der sein Glas emporhebt), bemerkte Burck-

hardt: «Und nun muß man lesen, wie diese Herren den *Inhalt* des Glases bezeichnen; da schreiben sie von dem «perlenden Wein», dem «schäumenden Naß» und dergleichen — es will ihnen allen nicht aus der Feder, daß es ein *Glas Bier* ist.»

Ein Jahr später verließ ich Basel, um mich auf deutschen Universitäten weiterzubilden. Vor und während dieser Zeit gab mir Burckhardt mündlich und dann auch brieflich die köstlichsten Winke. «Du lernst nun reisen, und du wirst merken, daß man das Interesse an den Sachen selber mitbringen muß. Kann man dabei einen geeigneten Gefährten von der nämlichen Willens- und Geistesrichtung finden, desto besser; sonst aber wandert man besser allein, denn auf Reisen soll und darf man Egoist sein. Du weißt jetzt, daß eigene Eindrücke ein großer und wichtiger Besitz werden können. Mache nur immer Notizen, welche es auch seien, denn wohl ist die Jugend die Zeit der großen Empfänglichkeit für Eindrücke; sie ist auch die Zeit des goldenen Gedächtnisses, welches noch alles behält und aufbewahrt, aber — das Gedächtnis ist ein Verräter, während eine einzelne an Ort und Stelle aufnotierte Zeile eine ganze Reihe von Eindrücken kann befestigen helfen.»

In die Heimat zurückgekehrt, traf ich den Onkel von zunehmendem Herzleiden befallen. «Passabel-miserabel» gehe es ihm, war seine übliche Antwort auf die Frage nach seinem Befinden. Doch zeigte er sich noch immer dann und wann zu fröhlichem Plaudern aufgelegt, so als er mir erzählte, wie er einst in einer Großstadt des Auslandes eine Menagerie besucht habe, in der sich zwei kohlenrabenschwarze Mohren als Löwenbändiger produzierten; plötzlich hörte er, wie der eine den andern anrief: «He du, Oppliger!» Mit Staunen hatte er in diesen Mohren verkleidete und kolorierte Landsleute entdeckt. Ein andermal kamen wir auf den heiligen Antonius zu sprechen. Da belehrte er mich, daß es zwei Heilige dieses Namens gebe: den bekannten Antonius von Padua und den neun Jahrhunderte älteren Antonius «Abbas», den ägyptischen Ein-

siedler, dem als dem Schutzpatron der Haustiere auf seinen Bildern als Attribut das Schweinchen beigegeben wird. Der «Sei-Doni» heiße er deshalb im Elsaß. Dort stehe irgendwo eine Kapelle, in der die heiratslustigen jungen Mädchen ihn anflehen:

«O heiliger Seidoni, gib uns doch e Mann»,

worauf die ältlichen Jungfrauen reimend erwidern:

«Halt 's Mül, ihr Rotznase, bis *mir* einer hann!»

Das protestantische Gegenstück zu dieser katholischen Anekdote lieferte ihm jener schwäbische Pfarrer, ein eifriger Temperenzler, der, als man ihm vorhielt, sogar der Herr Jesus habe doch bei der Hochzeit von Kana sechs Krüge Wasser in Wein verwandelt, zur Antwort gab: «Ja, des hätt' er aber au *fieglich* kenne bloibe lasse!»

Die Herzkrankheit machte langsam, aber stetig ihre Fortschritte. Mit wehmütiger Skepsis registrierte Burckhardt im Gespräche das An- und Abschwollen der Füße, die zunehmende und auch etwa wieder abnehmende Atemnot, den Kampf, den sein Arzt gegen das Leiden abwechselnd mit Strophanthus und Digitalis führte.

Vor einem kleinen Tisch am Fenster sitzend genoß Burckhardt noch seine letzte Lieblingslektüre: Homer und Gotthelf. Und vor diesem Tisch ist er am 8. August 1897 im Lehnstuhl entschlafen, mitten in den Ferien, als hätte er den Moment abgewartet, wo halb Basel verlassen war. Ein Freund, der unmittelbar vorher bei ihm eingetreten war, hörte ihn eben noch die Abschiedsworte sprechen: «Adie, lieb Katzedischli!»